

~ IV ~

Die Renaissance des Jiddischen im deutschen Sprachraum fand auf der Bühne statt — auf dem Umweg über die Parodie. Man muß gar nicht mit *Unser Verkehr* beginnen, der 1815 „von einem Christen“ — dem Königsberger Dichter Sessa — veröffentlichten und vom Schauspieler Wurm gegebenen antisemitischen Posse. Auch jüdische Autoren machten das „Jüdeln“ zum Gegenstand satirischer Angriffe. Doch harmlose Schwänke wie Isaak Euchel: *Rabbi Henoah oder was tut mer dermitt*, Berlin 1846 oder Emil Mecklenburg: *Abraham und die Seinen*, Berlin 1848 sind kaum geeignet, Gilmans kürzlich in einer aufwendigen Monographie vertretene These vom fortdauernden „jüdischen Selbsthaß“ zu stützen. Nicht jede selbstironische Distanz wurzelt im Haß. Sprach- und Mentalitätskritik durch die Angehörigen einer Gruppe (statt von oben oder außen), ausdrücklich thematisierte satirische Distanz zur eigenen Mundart kräftigt deren Stellenwert nachdrücklicher als folkloristische Nostalgie. Auch das Bayerische, Sächsische, Rheinische oder gar der Ruhrpott-Dialekt wurden nicht durch affirmative Traditionspflege, sondern durch boshafte, die eigene Mundart hinterfragende Kabarettisten wiederbelebt.

Nach dem Zeugnis Ludwig Börnes, der — obwohl Frankfurter Juden die Aufführung zu verhindern suchten — dem „widerlichen Kauderwelsch“ gelauscht hat, war das Jiddische in *Unser Verkehr* gut getroffen: „Diejenigen Zuhörer, denen die jüdelnde Mundart geläufig ist, überrascht sie nicht und kann daher auch nicht ergötzen, denen, welche sie es nicht ist, ist sie unverständlich.“ Börne nutzt seinen Theaterbericht übrigens zur Erfindung des schönen Neologismus von den „christelnden Manieren“. Auf den weimarer Dichturfürsten war Börne nie gut zu sprechen („Seit ich denken kann, habe ich Goethe gehaßt“), doch in diesem Punkt hätte er seinem Antipoden gewiß zugestimmt: „Es ist schändlich, eine Nation, die so ausgezeichnete Talente in Kunst und Wissenschaft aufzuweisen hat, gleichsam an den Pranger zu stellen“, urteilte Goethe, der auch Intendant der großherzoglichen Bühne war: „Solange ich das Theater zu leiten habe, dürfen derartige Stücke nicht gegeben werden!“ Übrigens stammt die sogenannte *Judenpredigt* („Sagen de Goyen wer hätten kä König...“), die sich in manchen älteren Gesamtausgaben unter den Juvenilia findet, aller Wahrscheinlichkeit nicht von Goethe, woran schon die Herausgeber der Weimarer Sophien-Ausgabe zweifeln.

Als ernstzunehmender und eigenständiger Kulturkreis wurde das Jiddische erst um die Wende zum 20. Jahrhundert wahrgenommen. Noch Heinrich Graetz, der Historiker des Judentums, wollte sein vielbändiges Standardwerk zunächst nicht in diese „halb tierische Sprache“ übersetzen lassen. Initiatoren einer neuen, selbstbewußten jiddischen Literatur waren Verleger, Volkskundler und Herausgeber: Scholem Alejchem, Jozhak Leib Perez, Alexander Eliasberg und Immanuel Olsvanger, um nur einige zu nennen. Anthologien und Jahrbücher erschienen, Sprachdenkmäler wurden gesammelt und Jiddisch auf der Czernowitzer Konferenz von 1908 zur legitimen Nationalsprache des Judentums erklärt. Nach dem ersten Weltkrieg suchten sich die Jiddisch Schreibenden nicht so sehr gegen das Deutsche, sondern vorwiegend gegen den Einfluß osteuropäischer, z. T. aus der Konkursmasse der Donaumonarchie neu gegründeter Staaten mit ihren Landes- und Nationalsprachen zu behaupten.

In dieser Zeit fanden, wie Hans Peter Althaus festgestellt hat, reisende jiddische Theatergruppen und Solisten die Aufmerksamkeit von Schriftstellern wie Egon Erwin Kisch, Franz Kafka, Joseph Roth, Alfred Döblin und Arnold Zweig — deutschsprachige Juden, die der Shtetl-Kultur weitgehend entfremdet waren. Gegen die zionistische Polemik, die Döblin in einem Reisebericht zitiert — „Jiddisch ist eine geborgte

Sprache, eine Art deutscher Dialekt. Man borgt sich einen Zylinder, aber keine Sprache. Die Sprache ist das Attribut einer Nation“ — führten Jiddischkundler den Vorschlag ins Feld, Westjuden sollten der „Großstadtunkultur“ abschwören und ihre Kinder auf ostjüdische Internate schicken. Althaus hätte seiner Liste übrigens auch den Namen Kurt Pinthus hinzufügen können — Expressionist und Herausgeber der *Menschheitsdämmerung* — der sich 1928 von einem Gastspiel des staatlichen jiddischen Theater Sowjetrußlands faszinieren ließ. Mit Recht wies Pinthus darauf hin, wie jung die jiddische Kultur noch war. Jahrhundertlang hatten die Juden kein Theater gekannt: „Der erste jiddische Schauspieler, den ich kennen lernte, war verflucht von seinem Vater und seiner Gemeinde.“

Produktiven Einfluß auf die eigene Schreibweise hatte diese Kultur aber wohl nur auf Franz Kafka, der die Prager Aufführungen der jüdisch-osteuropäischen Theatergesellschaft gemeinsam mit Max Brod besuchte. Den Einfluß bildhafter Dramatik und dialogischer Pointen auf sein Romanschaffen hat Evelyn Torton Beck nachgezeichnet. Kafka hielt sogar einen Einführungsvortrag, als der Rezipient Samuel Löwy am 18. 2. 1912 im Festsaal des Prager jüdischen Rathauses Lyrik von Simon Samuel Frug, Morris Rosenfeld und David Frischmann vortrug. Die offenkundige Sympathie, mit der hier — ausgerechnet unter Rückgriff auf traditionelle Vorbehalte — vom Jiddischen die Rede ist, zeugt keineswegs von ‚jüdischem Selbsthaß‘. In der Sprachmischung, in der Soziolekt-Funktion, im Nichtliterarischen lag für Kafka die eigentliche kommunikative Qualität, die sich grundsätzlich von derjenigen der Hochsprachen unterscheidet:

„Liebhaber versuchen Grammatiken zu schreiben, aber der Jargon wird immerfort geschrieben; er kommt nicht zur Ruhe. Das Volk läßt ihn den Grammatikern nicht.

Er besteht nur aus Fremdwörtern. Diese ruhen aber nicht in ihm, sondern behalten die Eile und Lebhaftigkeit, mit der sie genommen wurden. Völkerwanderungen durchlaufen den Jargon von einem Ende bis zum anderen. Alles dieses Deutsche, Hebräische, Französische, Englische, Slawische, Holländische, Rumänische und selbst Lateinische ist innerhalb des Jargons von Neugier und Leichtsinn erfaßt, es gehört schon Kraft dazu, die Sprachen in diesem Zustand zusammenzuhalten. Deshalb denkt auch kein vernünftiger Mensch daran, aus dem Jargon eine Weltsprache zu machen, so nahe dies eigentlich läge. Nur die Gaunersprache entnimmt ihm gern, weil sie weniger sprachliche Zusammenhänge braucht als einzelne Worte. Dann, weil der Jargon doch lange eine mißachtete Sprache war.“

Nachdem er einzelne Gedichte inhaltlich zusammengefaßt hat, geht Kafka noch einmal auf das paradoxe Problem von Sprachnähe und -fremdheit ein: „Die Verbindungen zwischen Jargon und Deutsch sind zu zart und bedeutend, als daß sie nicht sofort zerreißen müßten, wenn Jargon ins Deutsche zurückgeführt wird, das heißt es wird kein Jargon mehr zurückgeführt, sondern etwas Wesenloses. Durch Übersetzung ins Französische zum Beispiel kann Jargon den Franzosen vermittelt werden, durch Übersetzung ins Deutsche wird er vernichtet. ‚Toit‘ zum Beispiel ist eben nicht ‚tot‘ und ‚Blüt‘ ist keinesfalls ‚Blut‘.“ Den Verständnisschwierigkeiten angemessen sei ein Rezeptionsverhalten, das die Distanz gerade nicht absichtsvoll zu überbrücken versucht. Vielmehr gilt es, sich der Nahsprache tapfer zu nähern, für den sprachlich-musikalisch-dichterischen Ausdruck zu sensibilisieren, von ihm anrühren zu lassen:

„Ganz nahe kommen Sie schon an den Jargon, wenn Sie bedenken, daß in Ihnen außer Kenntnissen noch Kräfte tätig sind und Anknüpfungen von Kräften, welche Sie befähigen, Jargon fühlend zu verstehen. Erst hier kann der Erklärer helfen, der Sie beruhigt, so daß sie sich nicht mehr ausgeschlossen fühlen und auch einsehen, daß Sie nicht mehr darüber klagen dürfen, daß Sie Jargon nicht verstehen. Das ist das

Wichtigste, denn mit jeder Klage entweicht das Verständnis. Bleiben Sie aber still, dann sind Sie plötzlich mitten im Jargon. Wenn Sie aber einmal Jargon ergriffen hat — und Jargon ist alles, Wort, chassidische Melodie und das Wesen dieses ostjüdischen Schauspielers selbst —, dann werden Sie die wahre Einheit des Jargon zu spüren bekommen, so stark, daß Sie sich fürchten werden, aber nicht mehr vor dem Jargon, sondern vor sich. Sie würden nicht imstande sein, diese Furcht allein zu ertragen, wenn nicht gleich auch aus dem Jargon das Selbstvertrauen über Sie käme, das dieser Furcht standhält und noch stärker ist.“



Daß Kontinuität und Weltgeltung des Jiddischen heute von einem repräsentiert werden, der, wie Heinrich Böll schrieb, „von weit her“ kam, der außerhalb Europas die Verfolgung seiner Glaubensbrüder miterleben mußte — Isaac Bashevi Singer — kann nicht verwundern. Schon vor der Machtübergabe an Hitler und seine Getreuen war nicht Deutschland das Zentrum jiddischer Kultur, sondern Paris, wo mehrere Theater und Zeitschriften gegründet wurden, und vor allem das Londoner East End, das Avrom Nokhem Stencl in seinem 1961 erschienenen Gedichtband als *Vaytshepl shtetl d' Britn* [= Whitechapel, Shtetl der Briten] besungen hat.

Nach der Shoah verschwand das Jiddische, das in unserem Wortschatz so viele Spuren hinterlassen hat, für mehr als ein halbes Jahrhundert aus dem deutschen Sprachkreis. „Der Jude, der nur jüdisch denken kann, der aber deutsch schreibt, lügt“, wurde 1933 proklamiert und auf dem Verordnungsweg durchgesetzt. „Jüdische Werke erscheinen in hebräischer Sprache. Erscheinen sie in Deutsch, sind sie als Übersetzung zu kennzeichnen. [...] Deutsche Schrift steht nur Deutschen zur Verfügung.“ Um den Völkermord und -selbstmord vorzubereiten, schnürten die Nazi-Deutschen ihre Sprache von allen belebenden Einflüssen ab, trennten sich von der Moderne, schufen mit der ‚Lingua tertii imperii‘ ein eigenes Idiom, das Victor Klemperer unverwechselbar charakterisiert hat. Für jeden, der genau hinhört und sich gelegentlich Notizen macht, ist diese ‚LTI‘ noch heute deutlich zu vernehmen. Was da in der sogenannten ‚Asylanten-Debatte‘ — die weder demokratisch geführt werden, noch die *Flüchtlinge* beim Namen nennen durfte — von Tribünen und Plenarsälen, Kirchenkanzeln und Hörsaalpulten herabschwallte, wurde von Ämtern und Pressestellen, TV-Moderatoren und Leitartiklern, Ortsvereinen und Stammtischrunden dienstefrig aufgegriffen und an die ‚Endverbraucher‘ weitergeleitet. Als unvor-eingenommener öffentlicher Diskurs kann dies angesichts der Sprachregelung durch Politik und Medien kaum bezeichnet werden.

Vom Widerstand der Jahre 1933 – 1945 in den Ghettos und Konzentrationslagern drang kaum etwas nach außen. Bertolt Brecht gehört zu den wenigen deutschen Schriftstellern, die schon im Exil Zeugnisse des antifaschistischen Untergrunds zur Kenntnis nahmen und analysierten; man beachte etwa seine kritischen Einwände zu Fritz Brügels *Flüsterlied* oder das, was er von einem KZ-Häftling über die *Moor-soldaten* hörte: „er liebte es dort nicht, es war ihm zu sehr sklavenlied. bei der negation im letzten refrain ‚nicht mehr mit dem spaten ins moor‘, auf das ‚nein‘ warteten immer alle geil und stampften beim ‚nein‘ auf, daß die baracke wackelte.“ Brecht verehrte Kafka, las die galizischen Erinnerungen des Schauspielers Alexander Granach — die jiddischen Partisanenlieder eines Hirsch Glik oder Mordechaj Gebirtig kannte er nicht, sonst wäre sein Urteil im *Arbeitsjournal* vom 22. 10. 1944 wohl anders ausgefallen:



„bei GORELIK gespräch mit einigen jüdischen linken [...]. einer ruft klagend aus: ‚die juden wissen nichts über ihre kultur!‘. scholem asch ist eine literarische weltfigur. hätte heine in jiddisch geschrieben, wäre es vom jüdischen standpunkt aus besser gewesen. vergebens suche ich einzuwenden, daß hebräisch und sogar jiddisch nicht so voll entwickelte moderne sprachen sind wie englisch, russisch, französisch, deutsch, spanisch und gewisse asiatische sprachen. daß schönberg, einstein, freud, eisenstein, meyerhold, döblin, eisler, weigel nicht jüdische, sondern andere kulturen verkörpern usw. zeugnisse ‚jüdischer‘ kultur gibt es meines wissens nicht im gleichen format wie etwa der jazz oder die negerplastik oder die irische dramatik. genau wie zu MARXENS zeit müssen die juden sich vom kapitalismus (‚dem kommerz‘) emanzipieren und nicht sich in ihre ‚alte kultur‘ flüchten.“

Wäre der Jazz die Geheimsprache einer unterdrückten Minderheit geblieben, hätte er nicht überleben können. Erst die Herausforderung durch Kommerzialisierung und Vereinnahmung durch weiße Unterhaltungsmusiker hat die traditionellen Formen des Jazz radikalisiert, urbanisiert und internationalisiert. Ähnlich erging es dem Jiddischen, das seine osteuropäischen Wurzeln in den Asphalt der US-Metropolen schlug. In der ‚Großstadtkultur‘ Amerikas war auch Platz für die Sprache des Shtetl: „Es ist sicher kein Zufall“, schrieb Heinrich Böll anlässlich der Nobelpreisverleihung an den heute weltbekannten jiddischen Schriftsteller, „daß die Überlebenden des Kosmos, den Singer zum Gegenstand seines Schreibens hat [...], Möglichkeiten des Weiterlebens in einer Stadt gefunden haben, die selbst ein komplexer Kosmos ist: New York. Wohl nur in einer Stadt wie New York — mit all ihrer ‚Verworfenheit‘ und Größe —, in einer Stadt, in der auch die bereits Angepaßten immer wieder Anpassungsschwierigkeiten haben, auch Ausdrucksschwierigkeiten, ist noch Platz für Singers Personal, für seine Sprache: das Jiddische, und für die Geister, die er beschwört.“

Jiddisch und Hochdeutsch — eine angemessene Charakteristik ihrer kontrastiven Entsprechung müßte den Titel eines Singer-Romans umkehren: Die Geschichte zweier Verfeindeter. Statt Haß zu viel Liebe in dieser unglücklichen Beziehung einer gierigen Vereinnahmung und radikalen Abgrenzung von beiden Seiten. Die Kontroverse ist noch lange nicht ausgestanden. Sie begegnet uns in jeder Zentralismus-Regionalismus-Diskussion wieder. Heinrich Heine: „Unter Frankreich verstehe ich Paris und nicht die Provinz, denn was die Provinz denkt, bedeutet ebenso wenig, als was unsre Beine denken. Der Kopf ist der Sitz unserer Gedanken.“ Dagegen Börne: „Nein, Paris ist nicht das Haupt Frankreichs, es ist nur dessen Hut, und wenn es der Provinz jemals zu warm werden sollte, wo würde sie nicht lange schwanken und den Hut abnehmen.“ — „Wo wären Oscar Wilde, James Joyce und G. B. Shaw geblieben ohne die britische Kultur und die englische Hochsprache?“ hält der Atheist jüdischer Herkunft Jean Améry den

arischen Heimattümlern aus dem Dreyecksland entgegen: „Muß der Mensch ‚verwurzelt‘ sein? Ist er ein Baum?“ Und wütend schäumt Mundartler Mossmann gegen Amèry, der in „Pariser und Brüsseler Salons“ und „auf den höheren Rängen der Weltliteratur“ die „albernsten Phrasen der US-amerikanischen Soziologie“ verbreitet habe.

Die Polemik wird weitergehen, wenn — wie in jüngster Zeit — Überlegungen zur protestantischen Judenmission angestellt werden, wenn — mit Blick auf die Verbrechen in Jugoslawien — die Gültigkeit der Menschenrechte in Frage gestellt wird, wenn falsch verstandene Volkstümlichkeit zum Purismus verleitet und auf Etymologie und Grammatik die Prinzipien der Nürnberger Rassegesetze übertragen werden. Mundart, Sprache, Soziolekt oder Jargon: Sollen jiddische Lieder kein musealer Fetisch, kein sentimentales Vehikel für verdrängte ‚deutsche‘ Trauer bleiben, so müssen wir uns einer unumstrittenen, allen entzifferbaren Weltsprache bedienen: der Notenschrift. Da es ein Schlußwort nicht geben kann, soll ein Überlebender zu Wort kommen — Konrad Merz, der 1934 mit *Ein Mensch fällt aus Deutschland* den ersten Roman der Exilliteratur schrieb und aus dem Exil in den Niederlanden nicht mehr heimkehrte.

„Was soll ich dazu sagen“, antwortete er auf die Frage nach seinem Judentum: „Ich habe den Lessing im Mund, den Goethe, den Heine, den Brecht — kann ich etwa sprechen, wenn sie nicht mitsprechen? Ich habe auch den Hitler in mir, und zwar wie eine Giftgeschwulst. Meschugge geworden bin ich an ihr, totgegangen bin ich an ihr als Jude, geboren worden bin ich an ihr als Ich, also auch als Jude.“

An dieser Stelle muß ich gestehen: an den Juden liebe ich am meisten die jüdischen Witze, aber nicht weil sie jüdisch sind, sondern weil sie witzig sind — so ein schlechter Jude bin ich. [...] Die Bekämpfung des Antisemitismus besteht nicht darin, daß man kein Schweinefleisch ißt, aber auch nicht darin, daß man sich von Schweinen fressen läßt.“

~ Literatur ~

Hans Peter Althaus (Hg.): Johann Heinrich Callenberg / Wilhelm Christian Just Chrysander: *Schriften zur jiddischen Sprache*. Faksimiledruck nach den Ausgaben von 1733, 1736 u. 1750, Marburg-Lahn 1966 (= Quellen zur Geschichte der jiddischen Sprache III).

ders.: *Ansichten vom Jiddischen*. Urteile und Vorurteile deutschsprachiger Schriftsteller des 20. Jahrhunderts. In: *Auseinandersetzungen um jiddische Sprache und Literatur*. Jüdische Komponenten in der deutschen Literatur — die Assimilationskontroverse. Hg. v. Walter Röll u. Hans-Peter Beyerdörfer, Tübingen 1986 (= Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985, Bd. 5), S. 63 – 71.

Peter Amelung (Hg.): *Briefe der Dunkelmänner*. Vollständige Ausgabe, übersetzt v. Wilhelm Binder, München 1964.

Heinrich Böll: *Vermintes Gelände*. Essayistische Schriften 1977 – 1981, Köln 1982.

Ludwig Börne: *Sämtliche Schriften*. Neu bearb. u. hg. v. Inge u. Peter Rippmann, Bd. 1, Dreieich 1977.

Ludwig Börne und Heinrich Heine. Ein deutsches Zerwürfnis. Bearbeitet v. Hans Magnus Enzensberger, Nördlingen 1986 (= Die andere Bibliothek).

Bertolt Brecht: *Arbeitsjournal*. Hg. v. Werner Hecht, Frankfurt a. M. 1974 (= Supplement zur werkausgabe edition suhrkamp).

ders.: *Über Lyrik*. Zusammenstellung u. Redaktion: Elisabeth Hauptmann u. Rosemarie Hill, 5. Aufl., Frankfurt a. M. 1975 (= edition suhrkamp 70).

Max Brod: *Johannes Reuchlin und sein Kampf*. Eine historische Monographie, Stuttgart / Berlin / Köln / Mainz 1965.

Helmut Dinse / Sol Liptzin: *Einführung in die jiddische Literatur*, Stuttgart 1978 (= Sammlung Metzler M 165)

Winfried Frey: *Die ‚Epistolae obscurorum virorum‘ – ein anti-jüdisches Pamphlet?* In: Probleme deutsch-jüdischer Identität, hg. v. Norbert Altenhofer u. R. Heuer, Frankfurt a. M. 1986, S. 147 – 172.

Sander L. Gilman: *Moses Mendelssohn und die deutsch-jüdische Identität*. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 99/1980, H. 4, S. 506 – 520.

ders.: *Jüdischer Selbsthaß*. Antisemitismus und die verborgene Sprache der Juden. Aus dem Amerikanischen v. Isabella König, Frankfurt a. M. 1993.

Goethes Werke. Hg. im Auftrage der Großherzogin Sophie v. Sachsen, Bde. 37 u. 38, Weimar 1896 – 1897.

Heinrich Graetz: *Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart*. Aus den Quellen neu bearbeitet. 11 Bde., Leipzig 1853 – 1870.

Isaak Mordechaj Jost: *Judenteutsch, jüdisch-teutsch*. In: *Allgemeine Encyclopädie der Künste und Wissenschaften*. Hg. v. Johann Samuel Ersch u. Johann Gottfried Gruber, Sektion II, Bd. 27, Leipzig 1850, S. 322ff.

Franz Kafka: *Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande und andere Prosa aus dem Nachlaß*. Hg. v. Max Brod, Frankfurt am Main 1983 (= Gesammelte Werke. Taschenbuchausgabe).

M[eyer] Kayserling: *Moses Mendelssohn*. Sein Leben und seine Werke. Nebst einem Anhang ungedruckter Briefe von und an Mendelssohn, Leipzig 1862.

Viktor Klemperer: „*LT1*“. Die unbewältigte Sprache, München 1969 (= dtv 575).

Salcia Landmann: *Jiddisch – Das Abenteuer einer Sprache*. Nachwort v. F. J. Beranke. Neuausgabe Olten / Freiburg i. Br. 1979.

dies.: *Wer sind die Juden?* Geschichte und Anthropologie eines Volkes. Von der Autorin neu durchgesehene Ausgabe, München 1974 (= dtv 913).

Konrad Merz: *Die toten Juden werden zum zweiten Male ungebracht*. In: *Fremd im eigenen Land*. Juden in der Bundesrepublik. Hg. v. Henryk M. Broder u. Michael R. Lang. Mit einem Vorwort v. Bernd Engelmann, Frankfurt a. M. 1979 (= Fischer TB 3801).

Walter Mossmann / Peter Schleuning: *Alte und neue politische Lieder*. Entstehung und Gebrauch, Texte und Noten, Reinbek bei Hamburg 1987 (= rororo 7159).

Kurt Pinthus: *Der Zeitgenosse*. Literarische Portraits und Kritiken. Ausgewählt zu seinem 85. Geburtstag am 29. 4. 1971. Hg. v. Reinhard Tgahrt, Marbach am Neckar 1971.

Siegbert S. Prawer: „Das verfluchte Gemauschel“. Jiddische Dichtung im Kampf der Sprachen. In: *Ansprachen Plenarvorträge Berichte*. Hg. v. Albrecht Schöne, Tübingen 1986 (= Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985, Bd. 1), S. 97 – 110.

Johannes Reuchlin: *Augenspiegel*, Tübingen 1511. ND mit einem Nachwort v. Josef Benzing, München [1961] (= Quellen zur Geschichte des Humanismus und der Reformation in Facsimile-Ausgaben 5).

Angelika Rudolph: *Jiddisch – eine jüdische Sprache*. In: Programmheft zum II. Festival Kultur Zydwosiej, Kraków 25. 4. – 6. 5. 1990.

Julius H. Schoeps: *Moses Mendelssohn*. 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1989

Evelyn Torton Beck: *Kafkas ‚Durchbruch‘*. Der Einfluß des jiddischen Theaters auf sein Schaffen. Aus dem Amerikanischen übersetzt v. Jost Hermand. In: *Basis. Jahrbuch für Gegenwartsliteratur* 1/1970, S. 204 – 223.